

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 11

Artikel: Katzenwunder
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Begabt und Unbegabt wird in allen Lagen zu erreichen sein durch gerechte Anerkennung der geringen sowohl als der bedeutenden Leistung des Einzelnen, seitens des Einzelnen. Die bedeutende Leistung zwingt von selbst zur Anerkennung — aber die geringe Leistung lernt man erst schätzen auf einem Umwege, entweder im Vergleich zur eigenen Unzulänglichkeit oder dadurch, daß man sich zu der sittlichen Höhe durchgerungen hat, wo man die Berechtigung jedes einzelnen kleinen Menschen an ein menschenwürdiges Dasein erkannt hat und dafür mit der Tat einzustehen bereit ist.

(Krff. Btg.)



K a k e n w u n d e r.

Nachdruck verboten.

Von Adolf Bögtlin.

„Ich sag's alleweil, wir habe zwei unsaubere Geschöpf' im Hause,“ brummte der Schustermeister Johann, der vor dem Hinterhaus auf seinem Dreibein im Hofe saß, den Draht pichte und dabei über die Arbeit hinweg nach seinen zwei kränklichen Kindern schaute, welche das schmutzige Gesicht und die dünn behaarten Schädel mit Schorf bedeckt, im Hofsand herumbästelten. „Ich sag's alleweil“ — wiederholte er — „und das and're ist die Kak'!“ Dabei warf er seiner stämmigen Frau, die unter der Laube mit blanken Armen im Wascheimer hantierte, einen ziemlich herausfordernden Blick zu, der nicht gerade freundlich aufgefangen wurde, aber ohne mündliche Antwort blieb. Sie wusch nur um so eifriger und patzte etwas kräftiger mit dem Seifenstück auf dem Weißzeug herum. Sie mußte ihren Mann verstanden haben, wie denn auch mir, der ich, aus dem Vaterhaus blickend, mein Auge sich weiden ließ an dem Sommernachmittagsidyll, kein Wort entging.

Johanns Ritterlichkeit war beleidigt, da der von ihm hingeworfene Handschuh nicht aufgenommen wurde. Er setzte sich mit einem Ruck auf seinem Dreibein zurecht, um für den bevorstehenden Kampf, den er nun einmal wollte, die nötige Sattelfestigkeit zu kriegen und griff nach dem Cigarrenstummel, der neben ihm auf dem Werkzeuggestischchen lag, tat einige ungeduldige Züge und blies dann übermäßige Rauchwolken von sich. Es zuckte dem Meister in allen Muskeln. Jetzt hob er einen Fuß und stampfte damit auf den Boden, so daß das Käzchen, welches sich vor ihm behaglich sonnte, erschreckt aufsprang und seine Zuflucht hinter dem Wascheimer suchte. Bald aber glaubte es dem Landfrieden wieder trauen zu dürfen, kam, langsam sich reckend, hervor und schmiegte sich zutraulich

mit dem schwächtigen Leibe an die rundlichen Beine der hochgeschürzten Wäscherin, indem es seinen langen, buschigen Schwanz aufrichtete und damit zutraulich herumpinselte.

„Gleich zu Gleich gefellt sich gern!“ lachte der Meister boshaft auf.

Nun wäre das einige Monate alte Tier, das Frau Marie von einer freigebigen Nachbarin geschenkt bekommen hatte, bei all seiner körperlichen Schönheit, dem runden kleinen Kopf, dem tiefschwarzen Fell und der regelmäßigen weißen Zeichnung auf Brust, Pfoten und Schwanz ein überaus zierliches Käzchen gewesen, wenn es der Meister nur nicht mit Recht und Zug und immer von neuem einen unverschämten Schmutzfinf gescholten hätte. Die Spitze des Sprichwortes, mit welchem Johann seine Frau geneckt hatte, traf, da die Vergleichung leider paßte, soweit wenigstens das nicht unschöne Gesicht der wäschenden Meisterin als Beleg gelten konnte. Diese fuhr mit beiden Armen zornig aus dem dampfenden Wasser auf, bezwang sich aber und rief: „So sauber wie Du bin ich immerhin!“; worauf ihr Mann spöttisch erwiderte: „G’rad’ jetzt mag’s sein. Uebrigens kann ich Dir s’ Gegenteil nicht beweisen, weil unser Spiegel alleweil auch Schönheitsblind ist.“

„Wer Pech angreift, besudelt sich; was kann ich dafür, daß Du ein Schuster bist, he?“ triumphirte die Meisterin. Er aber entgegnete jetzt ganz gelassen: „Wenn’s nur Pech wäre, könntest wohl einmal mit Mieke, Deiner Adjutantin ein Vollbad nehmen. Vielleicht käm’s den Kindern dann auch zu gut! Was meinst? Oder braucht’s denn e Wunder, wenn’s anders werde soll?“ — Jetzt rollten der Frau die Tränen aus den Augen; sie wischte sie, eine nach der andern mit den trockenen Oberarmen ab und schwieg. Ihr Mann glaubte etwas erreicht zu haben und schwieg ebenfalls, indem er unaufhaltsam seiner Arbeit oblag und Sohlleder klopfte.

Nach einer Weile unterbrach sie die Mittagsstille: „Johann, das mit den Kindern brauchtest mir doch nicht immer vorzuhalten. Ich kann sie doch nicht an den Waschtrog binden! Und das bißchen Schorf — na, das hab’ ich als Kleine auch gehabt, und das ist gesund, hat meine Mutter schon gesagt. Da kommt eben das böse Blut heraus!“

Dem Meister war es offenbar eine Genugthuung, daß sie sich auf eine Unterredung einließ und so erwiderte er ruhig: „Ja, siehst Marie! Das ist eben immer deine Ausred’. Ich möcht’ doch aber blos frage, woher denn des böse Blut komme soll? Du bist gottlob einstweile g’sund, ich bin auch g’sund; wir alle habe gottlob gut und recht z’esse. Jetzt kann doch des böse Blut, beim Herrgöttli von Mannheim! nur von auß’e komme. Die Schorfg’sichter habe sie von nix anderem als von de Haut-

unreinigkeite. Des isch es! . . . Und deine Kätz' isch auch so en unverschämte Schmutzfink, daß ich sie nit ausstehe mag. Wer weiß, was sie de Kindern noch anhängt? Entweder oder: die Kätz' muß sauber werde, oder ich ersäuf' sie."

Mieze, das verständige Halbangorakätzchen, geborene v. Schmutzfink, sah bei diesen Schreckensworten mit ihren schwefelgelben Augen ängstlich zu ihrer Herrin auf, heischte leis miauend die Milch des Mitleids und pinselte die drallen Stützen ihrer Herrschaft noch emsiger als zuvor. Die Meisterin tröstete sie denn auch, als ob sie ein krankes Kindlein vor sich hätte: „Ja, ja, sei nur ruhig; wir sind auch noch da. Und solange wir da sind, soll dir nichts geschehen.“ Als vorläufige Lebensversicherung stellte sie dem Kätzchen eine Schale Milch hin, die es mit dem roten Zünglein gemächlich lappte.

Tags darauf sah ich, wie Frau Marie das Kätzchen einer gründlichen Waschung mit Seifenlauge unterzog, hernach in einen Deckelforb legte und es zum Trocknen an die Sonne stellte; auch die Kinder erfuhren eine oberflächliche Säuberung, wobei natürlich der Kopfschorf und die Schönheitspflasterchen im Gesicht sorgfältig geschont wurden. Nach wenigen Tagen aber war das Kätzchen auch an seinen weißen Stellen wieder schwarz wie ein Kaminfeger, und im Verlaufe der kommenden Monate hörte ich noch manchmal dem ehelichen Zwist über die verschiedenen Weltanschauungen zu, ohne daß die praktische Betätigung derselben gefördert worden wäre. Als aber das Tier sich immer schöner auswuchs und den staunenden Kindern neben den possierlichen Sprüngen beim Spiele auch die behendesten Kletterübungen an den Bäumen im Hofe vormachte, von Terrasse zu Terrasse sprang und den sich rundenden Leib durch die schmalen Staketenzwischenräume zwang, verzog sich der Groll des Meisters allmählig, wie die heißeste Suppe kalt wird. Als Mieze im Spätherbst ihrer Beschützerin ein Mäuschen zu Füßen legte, jubelten die Kinder die heroische Tat, Frau Marie triumphirte, Johann ließ sich herbei, das nützliche Tier streicheln zu wollen. Es schien sich jedoch mit der Charakterfestigkeit Miezes nicht zu ertragen; sie wich der Liebkosung aus. Trotzdem milderte Johann das ehrenrührige Prädikat, das er ihr gegeben hatte und nannte sie fortan Frau von Schmutzfink, ohne jedoch, so weit ich wenigstens beobachten konnte, der in ihrer Toilette immer noch nachlässigen Dame den Hof zu machen. Auch ich hätte mich nie hiezu bequemen können, so gern ich dem schönen Tier nachsah, so oft ich seine ruhigen, zielsicheren Bewegungen bewunderte und angesichts seiner Gelenkigkeit den steif gewordenen Kulturmenschen in mir bedauerte. Der Kulturmensch wollte von einer näheren Bekanntschaft mit Frau von Schmutz-

sink nichts wissen, weil sie so war, wie sie hieß. Auch ihre Kunst als Konzertsängerin, die sie im Februar zu entwickeln begann und worin sie bald eine gewisse Vollendung an den Tag legte — sie trat gewöhnlich an taghellen Nächten auf — vermochte nichts über mich. Trotzdem ihr Umfang von Woche zu Woche an Stattlichkeit gewann, ihr Gang immer bedächtiger und ihr Auftreten immer majestätischer wurde, blieb ich ein hartnäckiger Verächter ihrer Schönheit und glaubte, ich würde es bleiben.

Marie und Johann, die guten Schusterleute, schienen jedoch anderer Meinung zu sein. An einem schönen Maitag sah ich, wie er unter der Laube, auf dem Vorhofe zu seiner Werkstatt, den Arm um ihren Hals schlang und hörte mit Freude wie er sie vertrauensvoll begleitete, als sie Uhlands „Frühlingsglaube“ sang. Seine Stimme klang besonders innig und nachdrücklich beim Rehrreim: „Nun armes Herz, vergiß der Qual! Nun muß sich alles, alles wenden!“ Ob er dabei eine bestimmte Hoffnung hegte oder nur dem ahnungsvollen Gefühl Ausdruck gab, daß bei der wiederkehrenden Neuschöpfung der Natur alles, mithin auch das Schicksal seiner Familie sich wenden müsse, weiß ich nicht; allein eine Veränderung vollzog sich noch am selben Tage, indem Mieke zierliche Käzchen zur Welt brachte, von denen eines ganz nach der Mutter gezeichnet war, während die beiden andern ins Weiße schlugen und entstellende schwarze Flecken hatten wie Miekens Firstnachbar. War das ein Wunderjubiläum in der Familie! Die Kinder umgaben stundenlang die Geburtsstätte, befühlten und streichelten die seidenhaarigen Geschöpfchen immer von neuem unter liebkozendem Miauen. Sie hätten die Käzchen gar zu gerne zu sich genommen, wenn Mieke es ihnen nicht als pflichttreue Mutter durch ernstes Murren geweht hätte. Auch Meister Johann konnte dem Tiere, das durch seine prächtige Leistung und die heilige Geduld, mit der es die Jungen pflegte, in seinen Augen wuchs, die menschliche Teilnahme nicht versagen. Im Verlauf der Woche rüstete er der jungen Familie eigenhändig einen Korb und bereitete ihr ein weiches Lager aus einer abgelegten Schusterschürze.

Diese Wohltat sollte ihm reichlich vergolten werden. Nicht nur, daß Mieke ihn aus ihren gelben Augen dankbar anblickte und, wenn sie sich erhob, sein Streicheln lebhaft pinselnd erwiderte: nein, eine wunderbare Wandlung geschah in Johannes eigener Familie, an die er wohl kaum geglaubt hätte, wenn sie ihm prophezeit worden wäre. Und dieses Wunder vollbrachte die sogenannte Hättschel- oder Affenliebe.

Immer, wenn Mieke durch ihre Kleinen von der drängenden Milch befreit worden war, stattete sie ihnen den geziemenden Dank dafür ab, indem sie eines nach dem andern mit der feinen Zunge vom Köpfchen

bis zum Schwänzchen beleckte; wendete und kehrte und wieder beleckte. Was Wunder, daß die Jungen so blank und sauber wurden, daß sich die Alte in ihren seidenen Fellschen wie im Spiegel beschauen konnte? Was Wunder, daß ihr das Beleckn, indem sie es Wochen hindurch regelmäßig an ihren drei Jungen vornahm, zur Gewohnheit und zur zweiten Natur wurde, daß sie sich stündlich selber beleckte und zur Zeit, da sie ihr Wochenbett mit ihrer Familie, die nun selbständig geworden war, verlassen durfte, so spiegelblank über den Hof spazierte, als hätte sie im Jungbrunnen der Natur ein Verwandlungsbad genommen?

Hatte sie mit den Jungen gespielt, ihnen den Sprung auf den Gartenzaun, von da zum nahen Baum, von diesem zur Terrasse und hierauf zum Dache vorgemacht und sie so unterwiesen für den Kampf ums Dasein, kam sie von langen aufregenden Jagdzügen durch die Gärten, in deren Gebüsch die Amseln sich so leicht übertölpeln ließen, in den schmutzigen Hof zurück oder vom rußbedeckten Dach herab, wo sie sich bereits in neue Liebeshändel und Kaufereien verwickelte — immer fand sie ihr besseres Selbst wieder und lag eifrig der Toilette ob, so daß sie auch hierin ihren Nachkommen als glänzendes Vorbild dienen konnte.

Diese Tugend verlor sie auch dann nicht, als Meister Johann eines Tages die Jungen verschenkte. Sie tat einige Tage wie besessen, klagte miauend das Mutterleid in den Hof hinaus, aber vergaß sich nicht wieder, so daß Johann eine wohlbegründete Umtausung mit ihr vornahm und sie fortan Frau Spiegel nannte — bürgerlich und doch ehrenvoll. Bei diesem Anlaß überreichte er ihr feierlich das erste Stückchen Fleisch, worüber sie fast taubentänzig wurde und ihn mit hochgewölbtem Rücken fahnen-schwenkend anschmeichelte. Sie wurde nun beständig seine Adjutantin, die er nicht mehr von sich jagte, sondern mit Liebkosungen überhäufte, daß Frau Marie anfing, auf das Tierchen eifersüchtig zu werden. Als sie einmal etwas zutäppisch wurde und ihn während der Arbeit von hinten umhalsen wollte, so nahm er, die freundliche Zudringlichkeit scheinbar nicht beachtend, die neben ihm liegende Spinnerin auf den Schoß und rief verwundert: „Du, was aber die Rag' für e sauberes Tierle worden ischt!“

Frau Marie fühlte sich gekränkt, zog sich zurück und bemerkte bitter: „So kannst ja sie heiraten!“

Er lachte: „Das doch nit! Aber die Frau Spiegel ist mir doch lieber, als die Frau von Schmutzfink! . . . S' ist doch seltsam, daß wir Menschen es nit emal so weit bringe können, wie die armselige Tierle!“

Frau Marie verlegte sich wieder aufs Weinen; bald aber raffte sie sich auf, ging zum Brunnen hinaus, wusch gründlich Gesicht, Nacken und Hände und wollte wieder hineingehen.

Die hellen Augen leuchteten wie Blumen aus regenfrischem Rasen heraus.

Da stand Johann in freudigem Triumph unter der Tür, versperrte ihr den Weg, und als sie halb lächelnd, halb weinend, in verschämtem Glück an ihm vorbei wollte, umschlang er sie mit beiden Armen und rief: „Du, jetzt weiß ich noch was Schöneres als saubre Käse!“

Von diesem Tage an nahm ich bei Frau Marie gewisse Reinlichkeitsbestrebungen wahr, die immer regelmäßiger wurden. Sie kamen ihr und den Kindern zu gute. Bald durften sie sich vor aller Welt sehen lassen und hätten gewiß in ihrer sauberen, gesunden Lieblichkeit sogar unsern Bundespräsidenten küssen dürfen, wenn sich die Festgelegenheit dazu geboten hätte. Fand Johann gelegentlich etwas zu rügen, so wies er lachend auf Frau Spiegel hin: „Marie, die Käse wäscht sich schon wieder!“

Nachgerade wurden diese Mahnungen überflüssig. Als aber Frau Spiegels Fruchtbarkeit Marie lästig zu werden begann und diese allerlei Drohungen gegen das Tierchen murmelte, nahm sich Johann desselben an: „Frau Spiegel wird nit ersäuft. Das ischt unser Haussege!“

Als ich einmal dem angenehmen Erstaunen über die Veränderung im Haushalt des Schustermeisters Ausdruck gab, ergänzte er in gesprächiger Freundlichkeit meine Wahrnehmungen und meinte, innerlich beglückt von meinem Lob über das frische Aussehen der Kinder: „Ja, des ischt e Wunder, ich kann's fast gar nit begreife.“

„Da haben Sie recht“ antwortete ich, „die Wunder sind alle natürlich und darum eben uns unverständlich.“

Pernischtes.

Zu unsern Bildern. Kast. Während die Tausende aus den Städten der Ebene nur die Schönheit des Hochgebirges sehen und bewundern, verspürt der Bergbewohner vor allem die Schwierigkeit, womit er dem harten Gestein sein Leben abringen muß. Es ist ein schwerer Kampf, den er ums Dasein führt, nicht leicht sind die Lasten, die er ihm aufbürdet. Dafür aber erfährt niemand so wie er den Segen, der in dem beständigen Umgang mit der großen Natur liegt, die Kraft und Gesundheit, die eine Folge der schweren Arbeit wie der einfachen Lebensweise sind. Ein Trunk frischen Wassers, während der kurzen Kast vom Bergquell geschöpft, mündet ihm besser als den fremden Gästen die raffinierte Table d'hôte eines Berghotels. — Selbst auf den schroffen Felsen des Hochgebirges, „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“ hat der Frieden keine Stätte. Wo das Revier des Gemsjägers aufhört, beginnt dasjenige des „Königs der Lüfte“, des Adlers, der die weidenden Gemsen in Schrecken setzt und aus ihrer Herde sich seine Beute holt. — Unser drittes Bild auf Seite 345 stellt den Heldentod des Bündner Hauptmanns Benedikt Fontana in der Schlacht an der Calven dar, welche den furchtbaren Schwabenkrieg eröffnete und für dessen Ausgang von günstiger Vorbedeutung war.